

2

Wanderjahre

Warenthin

Unterkunft fanden wir nun zunächst in Friesenhagen im Wildenburger Land bei der Familie von meines Vaters Bruder, der selbst noch beim Militär war. Im April und Mai 1943 versuchte ich es von hier aus mit dem Gymnasium in Olpe. Der Biggensee, Westfalens schönste Talsperre, reichte zwar bis in die Stadt hinein, doch davon erlebte ich als „Fahrschüler“ ebenso wenig wie vom Unterricht, denn fast täglich ging es bei Fliegeralarm in den Keller und dann gleich anschließend wieder zum Bahnhof. Im Wartesaal fing ich mit den Schularbeiten an, fuhr dann per Zug nach Wildenburg und lief von dort an der Burgruine vorbei eine Stunde nach Friesenhagen. Dort kam ich, wenn alles klappte, nachmittags um 16.00 Uhr an. Am nächsten Morgen startete ich vor 7.00 Uhr in umgekehrter Richtung.

Schließlich fand mein Vater, der weiterhin in Berlin arbeitete, 100 km nordwestlich von Berlin für uns eine Unterkunft in Warenthin, ursprünglich eine wendische Ansiedlung namens Vargatin, Ort des Vargata. Das winzige Dörfchen mitten im Wald, fünf Kilometer von Rheinsberg und seinem bekannten Schloss entfernt, zählte außer der Pension Kittel nur sechs eingeschossige ehemalige Tagelöhnerhäuser. Wir bezogen die einigermaßen möblierte Hälfte eines solchen. Es hatte das typische breite Dach, Kletterrosen und Efeu am Mauerwerk, enge Fenster und tiefblaue, rot abgesetzte Türen und Fensterläden. Wasser zogen wir auf dem Hof eimerweise von Hand aus einer quietschenden „Plumpe“. Ein voller Eimer daneben diente zum Angießen des Ventilleders; ohne dies kam kein Wasser hoch. Auf einem großen

Holzklötz wurde Heizholz aus dem Wald zerkleinert. Der Verschlag mit dem wichtigen Plumpsklo und dem Herzloch in der Holztür stand etwas abseits dahinter. Die andere Haushälfte bewohnte Familie Pilowski. Hans Pilowski, Lehrer, schien durch nichts zu erschüttern. Brummten nachts die Bombergeschwader nach Berlin über uns hinweg, stieg er in sein Dachstübchen, machte das Licht aus und spielte auf der Geige. Seine stets hilfsbereite Frau Lucie, ebenfalls Lehrerin, war bald eine enge Vertraute unserer Familie. Ebenso ihre Schwägerin Renate Lebek („Tante Hase“) vom angrenzenden Grundstück. Ihr Mann, Oberstleutnant Reinhold Lebek, Bruder von Frau Pilowski, hatte sie mit vielen Büchern aus Berlin nach hier in Sicherheit gebracht. Sie war von meiner Mutter hoch geschätzt, trotz ihrer Gewohnheit, sommers nur spärlich bekleidet im Garten zu werkeln. Sie wurde meine Naturkunde-Auskunftei. Auf gegenseitige Hilfe im Ort gebaut war außerdem die Bekanntschaft mit den Familien Leupold, Losensky und Wolf; brieflicher Kontakt mit einigen hielt weit über ein Jahrzehnt.

Viele unserer Verwandten und die Großeltern aus Berlin kamen regelmäßig zu Besuch, die Oma zum Kinderhüten (Winfried, der jüngste, war sieben Monate alt), der Opa zum Holzschlagen, weil wir Brennholz selbst aus zugewiesenen Waldparzellen holen mussten. Zudem wurden unsere in Warenthin nutzlosen Sonderbezugsscheine (sie galten „reichseinheitlich“) von Berliner Verwandten gehütet. Sie brachten uns, was sie ergattert hatten, beim nächsten Besuch und nutzten diesen zur Erholung von Alarm und Bomben. Wie wir alle in der Enge zurechtkamen und nachts schliefen, wusste später auch meine Mutter nicht mehr zu sagen.

Rheinsberg erreichten wir entweder auf der sandigen Fahrstraße am stillen Bööereckensee vorbei oder auf einem Forstweg zu Fuß in knapp einer Stunde über das Forsthaus Boberow und am Ufer vom Grienericksee entlang, an dessen Südende das Schloss liegt. Es bildet praktisch eine Insel, umgeben von einem Wallgraben, der aus dem See in den beginnenden Rhin führt. Es wurde das erste Schloss, das mein Interesse für die Geschichte derartiger prächtiger, aber nicht übermäßig prunkvoller Bauten erregte. Die dicken Wände und gewölbten Decken des südlichen Teils vom Turm bis zum Billardzimmer erinnern noch an die vormalige Burg Rynesberg aus dem 14. Jahrhundert. Die schenkte König Friedrich Wilhelm I. 1733 seinem Sohn, Kronprinz Friedrich, der sie übergelüchlich von seinem Freund Knobelsdorff zu gemüthlichem Aufenthalt ausbauen ließ, passend für Friedrich, seinen kleinen Hofstaat und seine Gemahlin Prinzessin Elisabeth Christine samt ihren Hofdamen. Wir besuchten einmal die im zierlichen Rokokostil gehaltenen Räume mit den viel gerühmten Gemälden, die Antoine Pesne in Friedrichs Auftrag schuf: „Nymphen des Waldes und Grazien, lockende

Liebestänze und halbnackte Schönheit“. Sonderlich beeindruckt haben sie mich nicht. Der junge Friedrich begann hier seinen Briefwechsel mit Voltaire und komponierte eigene Stücke für seine Hofkonzerte mit Quantz.

Vom Warenthiner Ufer aus hat man den besten Blick auf die bananenförmige Remusinsel mitten im Rheinsberger See. Solange dieser im Winter dick zugefroren war und ehe das Eis im Frühling knatternd und jaulend wieder aufbrach, besuchten wir die Insel per Schlittschuh. In ferner Zeit muss es von Boberow aus eine Brücke zur Insel gegeben haben, denn am Seegrund wurden noch Reste der Brückenpfähle entdeckt. Auf der Insel hatte es schon 1000 v. Chr. eine slawische Siedlung gegeben, deren Ringwall noch erkennbar ist. Der altertumsbegeisterte junge „Alte Fritz“ hat hier selbst nach Gebäuderesten und anderen Spuren gegraben. Später, als König Friedrich II., hat er die Jahre 1736 bis 1740 in Schloss Rheinsberg die glücklichsten seines Lebens genannt. Ich kann es ihm nachfühlen, denn ich verbrachte in Warenthin von Juni 1943 bis April 1945 die bis dahin glücklichste Zeit meiner Jugend, so gut wie ohne jedes Spielzeug, das wir aber auch sonst auf Ferienreisen nicht mitnahmen. Für uns Geschwister war es kaum anders als in Ferien.

Für meine Eltern war die Zeit sehr viel kummervoller, was sie uns Kinder selten merken ließen. Nur eines morgens, als meine Mutter weinend auf dem Bett saß und schluchzte: „Alles weg! Alles weg!“, überkam mich ein mulmiges Gefühl, das nun öfter wiederkehrte: Wir würden nie wieder, wie sonst aus Ferien, nach Hause zurückkommen. Auch sang meine Mutter nicht mehr. In Hohenschönhausen war bei Familienfeiern viel gesungen worden, oft von meiner Mutter am Klavier begleitet. Beliebt waren mit Sprachwitz gewürzte Lieder sowie humorige Balladen, etwa die vom Ritter Hadubrand, der ein Mägdelein in den Selbstmord getrieben hatte, das nun als rächendes Gespenst in seiner Burg umging: „Hadubrand, Hadubrand, pfui, pfui Teufel – und verschwand“; oder die traurige Geschichte der farbnärrischen Tilla: „Nein, nicht Rot, Rot steht mir nicht! Bitte Lilla“, die dann bei einer Dampferfahrt über Bord ging und konsequent den roten Rettungsring ablehnte; „Rettungsringe lilablau gibt es leider nicht; so ertrank die schöne Frau, wie es ihre Pflicht“. Dass man Prinzipientreue nicht übertreiben soll, drückte mein Vater prosaischer aus: „Regel eins: Augen auf! Regel zwei: Du darfst sie auch manchmal zumachen“.

Obwohl wir nachts die schrecklichen Scheinwerfer- und Brandlichter über der fernen Stadt sahen, blieben in Warenthin Krieg und Bomben im Hintergrund. Vorerst hatten wir uns an einen ruhigen Ort gerettet, wohl ähnlich wie schon 600 Jahre zuvor die alte Burg Rynsberg einen der „festen Plätze bot, in die sich das Landvolk bei Bedrängung retten konnte“, weil die

Herrschaft der Grafen zerbrach, die Pest wütete, das Land wüsten Räube-
reien preisgegeben war, der Adel die Straßen belagerte und Juden verfolgt
wurden. Mich lenkte von Krieg und Zerstörung schon vor der Türschwelle
die Natur ab. Wir waren umgeben von großen und kleinen Seen, teils durch
schmale Kanäle verbunden, auf denen ab und zu die flachen Zillen erschie-
nen. Die Seeufer waren meist dicht mit Schilf oder bis ins Wasser hinein
mit Erlen bewachsen. Stellenweise wuchs Riesen-Schwingel, ein stattliches
Waldgras mit meterhohen Halmen. Auf warmem märkischem Sand standen
neben Buchen und Eichen prächtige Kiefern. Der Waldboden war weithin
voller Blaubeeren und „Möske“, Waldmeister, der früher von Jung und Alt
zum Möskefest gesammelt wurde, wie eine alte Dorfbewohnerin erzählte.

Im Garten breiteten Kleeblätter sich jeden Tag aus und falteten sich
abends wieder zusammen, wenn die Sonne verschwand. Erbsenpflänzchen
beeilten sich, an Mutters Holzstangen hochzuklettern, in engen Windungen,
als könnten sie die Stange sehen. Auch Pflanzen zeigen Verhalten. Noch eili-
ger als die Erbsenranken hoben sich im Herbstwald Pilze aus dem Boden
und schmückten sich mit bräunlichen, gelben oder roten Hüten. Mistkäfer
schleppten rote Milben an ihren Beinen mit. Ebenso bemilbten Totengrä-
bern sah ich zu, wie sie eine Mäuseleiche im Waldboden vergruben. Lang-
weilig schien mir nur das undurchschaubare Gewimmel der Ameisen auf
großen Nadelhaufen am Waldrand.

Die jüngeren Geschwister durfte meine Mutter daheim unterrichten, weil
sie vor ihrer Heirat die Präparande besucht und damit eine hinreichende
Volksschullehrerausbildung erhalten hatte. Ich wurde von Juni bis Novem-
ber 1943 wieder mal Fahrschüler, diesmal zum Friedrich-Wilhelm-Gymna-
sium in Neuruppin, der heutigen „Fontanestadt“. Ich lief zunächst durch
hohen Buchenwald und niederen Fichtenschonungsbestand, oft in Beglei-
tung von einer Rotte Wildschweine, die grunzend parallel liefen, bis sie end-
lich über den Sandweg kreuzten oder seitlich abbogen. Auf dem Weg nach
Linow fand ich an einem Feldrand mehrere schöne Feuersteine sowie ein-
mal eine versteinerte Muschel und begann damit meine zweite kleine Stein-
sammlung. Die erste hatte ich 1941 begonnen, als wir an der Ostsee auf der
Insel Wollin Familienurlaub machten. Ich fand Feuersteine mit Loch, soge-
nannte Hühnersteine, und sammelte mit meinem Vater am langen Sand-
strand von Misdroy (heute Międzyzdroje) angespülte Bernsteinstückchen.
Die rieb er an seiner Wollweste, bis ihnen – wenn sie elektrostatisch aufgela-
den waren – Papierschnitzel vom Tisch entgegen hüpfen.

Das letzte Stück des etwa vier Kilometer langen Weges führte über freies
Feld bis nach Linow-See, dem Haltepunkt der Kleinbahn. Die war schon
von ferne zu hören, denn vor jeder Feldwegkreuzung mahnte an den

Schienen eine Signaltafel P, „Läuten und Pfeifen“. Das Bähnchen hielt, wo es nötig war, sammelte auch Milchkanen ein und verkehrte ausgesprochen gemächlich. Für die dazu gehörenden drei Heidekraut-Lokomotiven hatte das Volk passende Namenspatrone ausgesucht: Luther („hier stehe ich, ich kann nicht anders“), Galilei („und sie bewegt sich doch“), und Isolani („spät kommt Ihr – doch Ihr kommt“).

Der schulische Ertrag in Neuruppin war so gering wie zuvor in Olpe. Als zudem Frau Dr. Tjaden in Rheinsberg bei mir „schwere nervöse Übererregbarkeit und Herzneurosen“ feststellte, beurlaubte mich ihr Attest vom Schulunterricht. Um dennoch wenigstens das Wichtigste weiter zu lernen, bekam ich nun Privatunterricht im nahen Örtchen Kagar. Zusammen mit zwei ebenfalls aus Berlin ausquartierten Mädchen, Ingrid und Susi Krekeler, die in der Kittel-Villa wohnten, ging es im Winter auf Skiern, im Sommer per Fahrrad jeweils neun km durch den Wald dorthin. Englisch und Mathematik gab Frau Dr. Schetelik, die bei Kriegsbeginn aus England zurückgekommen war und sich später vor den nahenden russischen Truppen erhängte. Ihr Vater, Professor Hinze, versuchte, mein Interesse für Latein zu stärken mit alten Texten, die erst behaupteten („*Sepulchrum Remi Fratris Romuli in monte Remi vulgo Remsberg*“) und dann widerlegten („*De ficto minimum suspecto Remi sepulchro*“), dass der Bruder des Romulus aus Rom nach „Remsberg“ gekommen und auf der Remus-Insel begraben sei. Mehr als mit Latein erreichte Herr Hinze bei mir mit seiner Nutria-Farm. Vom Verhalten dieser Sumpfbiber in ihren Gehegen am Wasser war zwar nicht viel zu sehen, doch ihr Fell war wertvoll, und ihr Fleisch schmeckte gut.

Um meine Physik- und Mathe-Kenntnisse kümmerte sich mein Vater, wenn er an Wochenenden aus Berlin kam. Er bastelte auch (wie vor 20 Jahren) einen Detektorempfänger für uns. Mit einem dünnen, leicht gefedernten und beweglich geklammerten Stahldraht ertasteten wir – wie mit einem primitiven Mikromanipulator – eine geeignete Stelle auf einem vielkantigen Pyritkristall und hörten leise im Kopfhörer zwar offiziell verbotene, aber interessante Sender – einfach „aus der Luft gegriffen“: Ich war fasziniert.

Für Religion und angrenzende Bildung sorgte Kaplan Dr. Norbert Schulz, der alle 14 Tage auf einem kleinen Motorrad aus Lindow kam und mit uns entweder im engen Wohnzimmer oder draußen auf dem Hauklotz als Altar eine heilige Messe feierte. Ich blieb mit ihm noch jahrelang in fröhlichem, biologisch-religiös getöntem Briefkontakt. Im Auftrag der Eltern übernahm er es, mich und die ebenso alte Tochter von nebenan, Bärbel Pilowski, aufzuklären. Sie interessierte mich zunehmend mehr. Im Sommer zum Baden an einem der einsamen Seen zogen wir uns gemeinsam aus und um; die Natur gab keinen Anlass zu prüdem Verstecken. Spätere Beichtväter haben an solcher Natürlichkeit bald viel kaputt gemacht.

In Warenthin blieb mir neben den wenigen „Schul“-Stunden viel Zeit und Gelegenheit zum Auskundschaften der Wälder und Sumpfländer sowie der breiten Schilfgürtel an den umliegenden Mecklenburger Seen. Das prägte mein Gefühl für kaum berührte Natur, bekräftigte meine Begeisterung für Biologie und kanalisierte meine wahrscheinlich angeborene Neugier darauf, wie Tiere in Freiheit leben und womit sie ihren Tag verbringen. Den fehlenden Biologieunterricht ersetzte die Buchreihe *Wege zur Naturliebe* von Cornel Schmitt. Seine eigentlich für Lehrer gedachte Bände *Anleitung zur Haltung und Beobachtung wirbelloser Tiere* oder *Wie ich Pflanze und Tier aushorche* sowie *Die Lebensgemeinschaften der deutschen Heimat* („die Hecke“, „der Bach“, „die alte Mauer“, „die Schutthalde“) reizten dazu, der Einpassung verschiedenster Lebewesen in ihren Lebensraum nachzuspüren. Ich habe die Bücher immer noch, nur sind sie leider in einer Schrifttype der Zwanziger- und Dreißigerjahre gesetzt, die meine Enkel schon nicht mehr lesen können. Schmitts *Spitzhorns Abenteuer in Tümpelhausen* schilderte das Leben im Teich aus der Sicht einer *Limnaea*-Schlammschnecke; mir dämmerte, viele Lebewesen könnten die Welt anders wahrnehmen als wir. Sein Buch *Zwiesprache mit der Natur* enthielt ausführliche Notenbeispiele von Gesängen einheimischer Vögel, unter anderem den Wechsel von Hauptmotiven in einer Amselpopulation zwischen 1912 und 1922. Daraufhin begann ich, draußen genauer hinzuhorchen.

Wichtig für mich war manche spannende und sachlich prägnante Lektüre. Zum Beispiel schildert Eli Quisling in *Rana Rumpetroll* die individuellen Abenteuer einer Kaulquappe und ihre aufregende Metamorphose zum fertigen Frosch. Pädagogisch geschickt sind die Mitwirkenden mit ihren lateinischen Namen benannt: *Rana* (unser Teichfrosch), *Nepa* (der Wasserskorpion), *Ranatra* (die Stabwanze) oder *Noto* (für *Notonecta*, den Rückenschwimmer). So prägten sich mir gleich die wissenschaftlich relevanten und international üblichen Bezeichnungen ein und ich bekam nicht lauter unnützen Namensschrott ins Gedächtnis, wie ihn viele Autoren moderner Bio-Abenteuerbücher erfinden. Deren zusammenfantasierte Geschichten lassen überdies oft genug erkennen, dass die Urheber kaum eine blasse Ahnung vom wirklichen Geschehen haben, obwohl das jedem genügend echte und spannende Stoffe liefern würde, so er denn hinschaute. Später las ich in der von der Biologischen Station Wilhelminenberg in Wien herausgegebenen Zeitschrift *Umwelt* (1949), wie Konrad Lorenz gegen die frei erfundenen Unmöglichkeiten und den haarsträubenden biologischen Unsinn wetterte, den angeblich tierliebe, aber weitgehend tierkenntnislose Autoren mit dichterischer Freiheit in populären Büchern dem Publikum vorsetzen. Unseren eigenen Kindern schenkte später Lilli Koenig am Wilhelminenberg die selbst

erlebte Siebenschläfergeschichte *Gringolo*, ein korrektes und dennoch spannendes Tierbuch (Koenig 1956).

In der Warenthinzeit war es wichtig, möglichst viel Essbares herbeizuschaffen, denn zum Sattwerden gaben die Lebensmittelkarten längst nicht genug her. Wir Kinder lernten, mit selbst gebasteltem Gerät und viel Geduld Plötzen, Rotfedern, Brassen oder Schleien zu angeln. Einige wurden nach Vaters Rezept lecker zubereitet: entschuppt, ausgenommen und ohne Kopf und ohne Paniermehl vorsichtig gebraten, dann leicht gesalzen und ein bis zwei Tage mit etwas Lorbeer und anderen Gewürzen in verdünnten Essig eingelegt. Roh mindestens 8 bis 14 Tage lang ebenso in Essig eingelegt waren sie länger haltbar. Den Sommer über sammelten wir Beeren. Zur Pilzzeit brachten wir Pfifferlinge, Krause Glucke, Maroni-, Stein-, Parasol- und andere Pilze nach Hause. Sie wurden entweder sogleich zubereitet oder in Scheiben aufgefädelt und als Vorrat getrocknet. Sie hingen dann wie lange Girlanden in der Wohnstube, neben den gelblichen gewundenen Leimpapierstreifen mit der beschwerenden grünen Kapsel unten dran, die bald voller schwarzer Fliegenleichen waren. Mit deutlich weniger Begeisterung klaubten wir im Herbst auf Knien Bucheckern aus feuchtem und kaltem Laub, um sie an einer Sammelstelle in eine geringe Menge Öl einzutauschen. Fürs Feuer suchten wir Kienäpfel, Totholz und buddelten Stubben, denn Briketts auf Marken waren höchst rar.

Fensterbrett-Zoologie

In einem kleinen Garten jenseits der sandigen Dorfstraße zog meine Mutter verschiedenes Gemüse. Kleine Gurken wurden in hohen, geräumigen Gläsern eingelegt. Den Inhalt dieser Gläser dann zu verzehren ging mir nicht schnell genug, denn sie eigneten sich vorzüglich als Aquarien für allerlei Lebewesen, die ich inmitten der Wiesen hinter dem Dorf in einem breiten, gemächlich zum See fließenden Bach entdeckte und für kurze oder längere Zeit zur genauen Beobachtung ins Haus holte. Daraus ist dann bald eine dauerhafte Vorliebe für Kleingetier geworden. Der völlig naturbelassene Bach beherbergte Posthorn- und Schlammschnecken, Pferde- und Schneckenegel, Gelbrand- und Kolbenwasserkäfer. Am Bachboden im dichten Bewuchs aus Wasserpest und anderen Pflanzen saßen Libellen- und Steinfliegenlarven, Köcherfliegenlarven in unterschiedlichsten Gehäusen, Planarien, Bachflohkrebse, Muschelkrebse, grüne und weiße Süßwasserpolygonen und scharlachrote Wassermilben. Am Ufer auf dem Bauch liegend konnte ich Elritzen, Schmerlen, den Dreistachligen und den dunkleren

Neunstachligen Stichlingen zusehen. Wo die Oberfläche zu unruhig war, half ein knapp eingetauchter primitiver Guckkasten mit Glasboden. An ruhigen Stellen der Wasseroberfläche versammelten sich Wasserläufer oder kurvten Taumelkäfer in Grüppchen. Einmal schöpfte ich im Sommer kleine, kaum zwei Zentimeter große Quallen aus dem langsam fließenden Bach; es war die Süßwassermедуse *Craspedacusta sowerbii*, die ich seither nie wieder gesehen habe.

Ich machte Skizzen von Beutefang und Fortbewegung der Süßwasserpolyphen und vom Sprossen neuer Polyphen am Körper des Elterntieres. Besonders angetan hatte es mir die Wasserspinne *Argyroneta aquatica*, die ihr ganzes Leben unter Wasser verbringt. Ich sah die schwarzbraun behaarte Spinne meist erst, wenn sie aus einem Büschel Wasserpflanzen kletterte, das ich an Land geholt hatte. Im Aquarienglas tauchte sie sofort unter und hielt zwischen den kurzen Körperhaaren eine silbrige Luftschicht fest. Was nun geschah, verfolgte ich tagelang gespannt und protokollierte es in einem bis heute erhaltenen Notizheft. Die Spinne spannte zuerst ein flaches Teppichgespinst zwischen Pflanzen, ruderte dann mit den Beinen zur Oberfläche, hielt das Hinterkörperende in die Luft und zog sich an einem Spinnfaden wieder nach unten, mit einer dicken Luftblase zwischen Körperhaaren und Hinterbeinen. Unter der Gespinstdecke streifte sie die Luft ab und wiederholte das so lange, bis die unten angesammelte Luft das Gespinst zu einem silbrigen Ballon aufwölbte. Die Spinne brachte meist noch ein paar Spann- und Signalfäden an und begab sich dann in ihre Taucher-Wohnglocke, hielt den Hinterleib in die Ballonluft und den Kopf und einige Beine abwärts ins Wasser. So wartete sie, bis draußen ein Beutetier an einen Signalfaden stieß. Dann hangelte sie sich rasch dorthin, holte es zur Glocke und verzehrte es dort. Ihre Lieblingsbeute waren Wasserasseln. In meinen Protokollen steht, dass die Spinnenmännchen schlanker und etwas größere sind als Weibchen, dass diese ihre Eier als Paket in eine Seidenglocke mit verstärkten Wänden ablegen und dort bewachen, ebenso die geschlüpften Jungen, die sie wahrscheinlich sogar füttern. Protokolle und Zeichnungen aus dieser Zeit, die erhalten blieben, habe ich später vergnügt mit neueren Arbeiten über die Wasserspinne verglichen können.

Hin und wieder, auch im Winter, fand ich wunderliche, wie Kleeseide um Wasserpflanzen geschlungene, dunkelbraune oder gelblich gefärbte Fäden. Sie waren länger als mein 30-cm-Lineal, ganz gleichmäßig etwa zwei Millimeter dick, und fühlten sich recht fest an. Ein Kopf war nicht zu erkennen. Sie kamen auch zu mehreren verknäuelte vor, bewegten sich aber nur träge. Nach Monaten schließlich, als mein Vater mir das Buch *Biologie der Süßwassertiere* von Wesenberg-Lund mitbrachte, fand ich heraus, dass es sich um

Saitenwürmer handelte, *Gordius aquaticus* aus der Ordnung der Nematomorpha. Diese merkwürdigen Tiere fressen nie und haben in ihrem ganzen Leben weder Augen noch Mund noch Darm. Also existierten ganz nebenan Tiere, die so gut wie nichts von alledem brauchten, was für ein Tier lebensnotwendig scheint. Ich begann zu fragen, welche Tiere denn eigentlich als normal gelten, und warum, und wurde neugierig auf Lebewesen, die vom Normalen abweichen. Von den *Gordius*-Würmer las ich, dass sie als Larven parasitisch in Insekten hausen, zum Beispiel in Gelbrandkäfern, und dort Nahrung durch die Haut aufnehmen, bis sie erwachsen die Form einer Violin-Saite angenommen haben und sich ins Freie bohren. So erklärte sich, dass ich einen *Gordius* im Gürkenglasaquarium fand, das bis dato nur zwei Gelbrandkäfer beherbergte. Knäuel entstehen, wenn zur Paarung mehrere rivalisierende *Gordius*-Männchen mit einem Weibchen einen „gordischen“ Knoten formen. Wenn das Weibchen schließlich Tausende winziger Eier an Wasserpflanzen heftet, beginnt ein neuer abwechslungs- und risikoreicher Lebenslauf. Denn die schlüpfenden Larven brauchen viel Glück, um entweder von größeren Insekten verschluckt oder von Kaulquappen gefressen zu werden, von denen einige ihrerseits vielleicht am Ende wieder Räubern wie dem Gelbrandkäfer zum Opfer fallen.

Flucht

Wenn mein Vater am Wochenende aus Berlin zu uns kam, brachte er wieder regelmäßig Bücher mit. „Bücher sind deine besten Freunde“, sagte er. „Behandle sie pfleglich. Sie drängen sich nicht auf, sind aber immer da, wenn du sie brauchst.“ Doch die Zeit des fröhlichen und freien Herumforschens endete abrupt. Bärbels Vater wurde zum Volkssturm eingezogen, zur Rettung Deutschlands. Ebenso waren schon vor 130 Jahren, am Ende der Kriege Napoleons, die Männer zum Landsturm aufgerufen worden, um die kämpfenden Truppen zu sichern und feindlichen Kavallerieangriffen entgegen zu stehen. Mein Vater war am Aufbau russischer Walzwerke beteiligt gewesen und bekam – in einer „Anordnung vom 23.3.45 des Leiters der Parteikanzlei betr. Sicherstellung wichtigster Führungs-, Fach- und Spezialkräfte“ – die Order vom Rüstungskommando Berlin I, unbedingt auszuweichen „um nicht in den Bereich der östlichen Streitkräfte zu geraten“. Und das russische Militär kam näher, musste den Ring um Berlin schließen. Wir hatten täglich mehrmals Luftalarm. Da erschien am 28. April 1945 im Dorf eine Versorgungseinheit der SS, die es eilig hatte, sich von der Ostfront zurückzuziehen. Sie war bereit, uns am nächsten Tag auf ihrem großen

Lastwagen vor der Einkesselung zu retten. Jetzt ging es holterdipolter. Das Wichtigste und Nötigste kam in ein paar Koffer, alles andere blieb zurück (neuerlicher totaler Hausratschaden). Auch Bärbel mit ihrer Mutter Lucie blieb, um auf den Vater zu warten; der kam aber nicht wieder. Ein hastiger Abschied: „Gebt euch einen Kuss!“ Wir taten es verwirrt. Ahnten die Eltern, dass wir darin Übung hatten?

(Auf einen Monat genau 42 Jahre danach hielt ich beim Katholischen Akademikerverband im damaligen Ostberlin einen Vortrag. Anschließend begrüßte mich eine Lehrerin und brachte sich als Bärbel Pilowski in Erinnerung. Wir sind dann in ihre Wohnung gefahren. Sie lebte dort mit ihrer alten Mutter, die vergeblich darauf hoffte, dass ich irgendwie ihre Tochter in den Westen bugsieren könnte.)

Die Soldaten nahmen auch „Tante Hase“ und ihre dreijährige Tochter sowie unsere Nachbarn Losensky und Wolf mit. Wir fuhren unruhig, meist auf Nebenwegen und nachts, nachdem Kradmelder wieder ein relativ gefahrloses Streckenstück erkundet hatten. Ab und zu gerieten wir zwischen die Fronten und hörten fernes Geschützfeuer auf beiden Seiten. Zunächst wurden wir nach Osten fast bis Pasewalk gelotst. Um keine plötzliche Weiterfahrt zu verpassen, blieben wir möglichst in den Wagen, wenn sie während langer Fahrpausen getarnt im Wald standen. Vom Küchenwagen aus gab es dann Verpflegung. Nach zwei Tagen plötzlich hieß es, die Kolonne habe einen anderen Auftrag und könne uns nicht weiter mitnehmen. Wir wurden auf einer Landstraße ausgeladen und vertröstet, ein nachfolgender Konvoi würde uns weiter transportieren. Aber die Zeit verrann, Tiefflieger beschossen die Gegend, ein paar Häuser in der Nähe wurden gerade von ihren Bewohnern mit notdürftiger Habe verlassen. Wir mussten zu einem Entschluss kommen. Unsere Sachen – Koffer, Bettsäcke und anderes – wurden auf vorhandene Kinderwagen und Fahrräder verstaut, und wir machten uns in der allgemeinen Fluchtrichtung zu Fuß auf den Weg. Wir waren erst eine kleine Strecke weit gekommen, da näherte sich doch noch ein Wagen der SS, allerdings schon bis zur Hälfte mit Flüchtlingen besetzt. Es gab ein wildes Durcheinander, weil alle mit und alles mitnehmen wollten. Nach drängendem Hin und Her blieb das meiste Gepäck nebst Kinderwagen und Fahrrädern am Rand der Chaussee liegen. Mein Vater konnte gerade noch über die schon geschlossene Rückwand auf den bereits anfahrenen Wagen klettern. Er hatte vergebens versucht, „Tante Hase“ zu überreden, mit ihrem Töchterchen ohne Gepäck weiter mit uns zu flüchten. (Mutter und Tochter wurden dann irgendwie getrennt und haben einander erst nach vielen Jahren wiedergefunden.) Etappenweise, wieder von Kradfahrern gelotst, kamen wir schließlich bis nach Parchim und von da zur mecklenburgischen

Lazarettstadt Ludwigslust. Dort begegneten wir den vorrückenden amerikanischen Heerestruppen.

Offiziell war der Zweite Weltkrieg am 8. Mai 1945 zu Ende. Doch wir durften vorerst die Umgebung der Stadt nicht verlassen und verbrachten auch noch den Juni in einem kleinen Zimmer bei einer netten Frau Barkhan, Letzte Str. 12. Weil meine sechs Jahre jüngere Schwester Johanna ohne mich nicht schlafen konnte, kampierten wir beide nachts in einer nahe gelegenen Scheune. Mein Vater und mein jüngerer Bruder Konrad organisierten in dieser Zeit als Ergänzung der spärlichen Lebensmittelmarken-Rationen ab und zu Esswaren, die im Schloss angeliefert wurden und dort heiß umkämpft und im Getümmel teils zertreten wurden. Rote Bete gab es so oft, dass mir eine dauerhafte Abneigung gegen dieses Gemüse geblieben ist. Einmal schleppte mein Vater einen Sack Roggenmehl an. Nun gab es dreimal täglich Mehlsuppe, veredelt mit Hilfe von Back-Aromen unterschiedlicher Geschmacksrichtungen. Da mein Vater seine Mutter in Friesenhagen als festes Fluchtziel angeben konnte, erhielten wir am 26. Juni von der Militärregierung eine Reisegenehmigung nach Friesenhagen und damit die Erlaubnis, die Elbe nach Westen zu überqueren. Im selbst organisierten Gruppentransport auf einem Lastwagen, der nach Belgien überführt werden musste, ging der Fluchtweg weiter und endete am 1. Juli wieder bei der Mutter meines Vaters in der Familie seines Bruders.

Durch die Fluchterlebnisse ängstlich geworden, hielt meine Mutter uns Kinder möglichst dicht am Haus. Immerhin konnte ich in einem Steinbruch im gegenüberliegenden Wald, meist nach leichtem Regen, Feuersalamander beobachten, die gemächlich spazieren gingen. Der Oma gruselte es vor all solchem Gekräuch, und sie verbat sich zoologische Aktivitäten im Haus, bis auf das eine Mal, als im kaum je benutzten blauen Zimmer, wo die nackten Tisch- und Stuhlbeine züchtig mit Tüchern umwickelt waren, eines abends eine Fledermaus hinter die Tapete rutschte, die sich in einer Zimmerecke tütenartig von der Wand gelöst hatte. Der Familien-Zoologe hielt oben ein Handtuch über die Öffnung und drückte die Tüte vorsichtig von unten nach oben zu, bis die Fledermaus im Handtuch angekommen war und in die Freiheit ausgeschüttelt wurde. Oma spendete Beifall.

Meine Eltern hatten eine reichhaltige Bibliothek gehabt, die in der Bombennacht verbrannte. Die vielen Bände hatte ich zwar gesehen, aber so gut wie nie benutzt. Erst aus einer detaillierten Verlustaufstellung, die ein Ausgleichsamt in Dortmund von meinen Eltern anforderte, ging für mich nachträglich hervor, warum sie es geschafft hatten, über alle bei irgendwelchen Gesprächen offen gebliebene Fragen alsbald sachlich fundierte Auskunft zu finden. Verfügbar gewesen waren nämlich je 30 bis 80 Werke in

Mathematik, Chemie und Biologie, Geografie, Politik, Geschichte, Philosophie und Religionswissenschaft, neben je etwa doppelt so vielen europäischen Romanen, Reisebeschreibungen und Werken der Klassiker. Hier in der Familie gab es nichts Vergleichbares. Nur sämtliche Karl-May-Bände, die ich bei Onkel Erwin fand, taugten zum Schmökern.

Erst etliche Jahre später stöberten Berliner Verwandte einige der in Warenthin zurückgelassenen Bücher und Papiere auf und schickten sie uns. Darunter fanden sich 22 auf kariertes Papier geschriebene Seiten über „die Dämonen der Mathematik, mit denen wir uns einen guten Teil der sichtbaren und unsichtbaren Welt erschließen und unterjochen können“. Mein Vater hatte sie am 16. April 1945, also zwölf Tage vor Beginn unserer Flucht, geschrieben. Sie waren gedacht als Einleitung zu „Mathematik. Ein Lehr-, Übungs- und Wiederholungsbuch“, das er später verfasst und uns hinterlassen hat: 446 Seiten, eng in gestochen klarer, kleiner, druckreifer Handschrift, mit Formeln, Tabellen, geometrischen Zeichnungen und raffinierten Grafiken – heute nutzlos, aber ein Familiendenkmal der besonderen Art.

Oberschulzeit

Friesenhagen lag in der französischen Besatzungszone mit besonders mieser Lebensmittelversorgung. Manchmal suchte meine Mutter, mit einem der jüngeren Kinder als Bettelhilfe an der Hand, umliegende Bauern auf und kam schließlich am Nachmittag mit ganzen fünf Kartoffeln wieder. Auf abgeernteten Feldern klaubten wir zwischen den Stoppeln liegen gebliebene Getreidekörner auf, die im Backofen geröstet sehr gut schmeckten.

Eigentlich wäre wieder Schulunterricht angesagt gewesen. Aber wo? Im August kehrte der Bruder meiner Mutter, Bernhard Tewes, aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurück. Er wohnte mit seiner Familie in Osnabrück, das zur weit besser versorgten amerikanischen Zone gehörte. Da er gemäß den Wohnraumbemessungsrichtlinien ein Zimmer seiner Wohnung hätte abtreten sollen, wollte er gern mich aufnehmen. Würde ich in Osnabrück angemeldet, löste sich für mich beides, das Ernährungs- und das Schulproblem.

Die erste Bahnreise mit meiner Mutter in Etappen von Siegen über Hagen, Hamm, Münster nach Osnabrück ist mir unauslöschlich im Gedächtnis. Als Transportmittel dienten offene, leere Güterwaggons voller Stehplätze. Statt innen und quasi eingesperrt, fuhren wir lieber außen auf den Stufen neben der Bremserplattform, und da hielt mich meine Mutter

eine Nacht lang mit fester Faust am Anorakkragen, damit ich nicht im Halbschlaf zwischen den Puffern auf die Gleise fiel. Hinter Hamm überquerten wir zu Fuß die Lippe auf einer provisorischen Holzbretter-Brücke, so schmal, dass eine ältere Frau davor weinend umkehrte. Bis Osnabrück fuhr dann ein echter Personenzug.

Ab November 1945 fühlte ich mich bei meinen Verwandten in Osnabrück wohl und gut aufgehoben und besuchte ab dem 22. Januar 1946 die dortige Oberschule für Jungen. Allerdings gab es bis Mai 1947 wegen Kälte und Kohlenknappheit nur an drei Tagen fünf Stunden Unterricht. Als einziger von 43 Schülern in der Klasse brauchte ich kein Schulgeld zu bezahlen, da anerkannter Ostflüchtling (den Flüchtlingsausweis besitze ich noch). Wichtig war die Quäker-Schulspeisung (Erbsen- oder Linsensuppe oder dicke Nudelsuppe mit zerkochtem Rindfleisch), für die man einen Henkelmann mitbringen musste. Außerdem hatte ich bald einen täglichen Privat-Nachhilfeschüler und bekam bei ihm als Lohn Kaffee, belegte Schnitten oder Brötchen, auch mal Kartoffelpuffer, und anlässlich seiner Konfirmation zusätzlich Kuchen.

Meine Interessen weckte und stützte jetzt vor allem der Biologielehrer Dr. Wehrmeister, ein kleiner Mann mit Nickelbrille und grünen Knickerbockern. Er erlaubte mir nachmittags, wenn kein Unterricht und er mit Vorbereitungen beschäftigt war, im Bio-Raum der Schule zu mikroskopieren, vorwiegend Ciliaten aus den Heuaufgüssen, die ich regelmäßig in Einweckgläsern ansetzte. Am 25. August 1947 habe ich in einem Hohl-schliff-Objektträger erstmals die Zellteilung vom Trompetentierchen *Stentor* beobachtet.

Einen Tag vor meinem 16. Geburtstag war ich zum ersten Mal im Leben im Kino. Von der Schule aus sahen wir *Das große Treiben*, den Treck in Australien als Flucht vor der Landung der Japaner. Der alte Domorganist Bäumer versorgte mich mit Harmonielehre und Klavierunterricht, den die Konzertpianistin Lena Tyllack, eine Freundin meiner Mutter, in Berlin mit mir begonnen hatte. Ich habe sie 1983 im Kloster Schussenried noch einmal besucht und konnte ihr bestätigen, dass meine Begeisterung für Johann Sebastian Bach und Frédéric Chopin ungebrochen war.

Jeden Morgen erdiente ich mir ein Frühstück im Annastift als Messdiener bei einem Vetter meiner Mutter, Prälat Heinrich Rahe, Kirchenmusikdirektor, Jugendchorleiter, Orgel- und Glockensachverständiger. Er verschaffte mir einen Mittagstisch bei den Jungtheologen im Priesterseminar, förderte meine Ausbildung zum Chorleiter und meine aufkommende Vorliebe für die Orgel samt Praxis bei Messen im Seminar. Außerdem verglichen wir am Flügel, wie Kirchenlieder von verschiedenen Organisten begleitet wurden.

Domorganist Bäumler pflegte einen eher herben, klassischen Stil. Franz Clausen in St. Michael machte Anläufe zu moderneren Begleitsätzen. Noch mehr Freiheiten und „schräge“ Akkordfolgen erlaubte sich Winfried Schlephorst. Onkel Heini, wie wir ihn in der Familie nannten, schrieb als Diözesanbeauftragter für Kirchenmusik möglichst schlichte Tonsätze, weil – so meinte er – jeder Spieler sich schließlich auf das Orgelbuch verlassen und auch damit zurecht kommen muss, falls mal vom Blatt zu spielen wäre; dann dürften ihn keine ungewohnten Klangfolgen aus der Melodie heben. Er war auch mein Religionslehrer an der Schule, sowie privat ein geduldiger und humorvoller Diskussionspartner. Unsere Gespräche drehten sich meist um klassische Musik und um die Gründe für offenkundige Diskrepanzen zwischen theologischen und naturwissenschaftlichen Aussagen über Schöpfung und Geschöpfe. Meine Frage, wie stark man Weihwasser verdünnen kann, bis es unwirksam wird, konnte er freilich nicht vernünftig beantworten. Schmunzelnd hielt er solchen Naturdenkereien die Meinung des Kirchenvaters Tertullian aus dem Jahr 200 entgegen, Wahrheit sei nur in der Offenbarung zu suchen. Ach so! Ich konzentrierte mich also außer auf Biologie und Evolution weiterhin auch auf Kontraste zur theologischen Schöpfungslehre. Onkel Heini hat mich schließlich mit meiner Frau getraut, auch unsere Silberhochzeit gefeiert; wir hielten bis zu seinem Tod 1994 Kontakt zu ihm.

Abiturzeit

Meine Eltern zogen schließlich nach Siegen/Weidenau, und für die letzten drei Schuljahre bis zum Abitur wohnte ich wieder bei ihnen und besuchte ab Ostern 1948 das Gymnasium in Siegen. Das Gebäude allerdings war 1944 zerbombt worden. Deshalb hatten wir Jungen im Lyzeum Unterricht, wöchentlich mit den Mädchen abwechselnd vor- oder nachmittags. Ähnlich war es vor 500 Jahren gewesen, wie der Direktor, Friedrich Stallknecht, gern zum Trost erzählte. Einer kürzlich aufgefundenen Handschrift aus dem Jahre 1455 zufolge hatte sich der Unterricht zunächst in der 1342 erstmals erwähnten städtischen Pfarrschule abgespielt, bei sommerlicher Hitze wie winterlicher Kälte auf dem 30 m langen Dachboden über den Gewölben der Nikolaikirche („uffs sent nycolais dach“). Auch noch die Räume für die 1536 unter ihrem Rektor Erasmus Sarcerius neu konstituierte Lateinschule befanden sich im Gebälk des Kirchenspeichers über dem Mittelschiff. Die Jungen der Bürgerschule lernten damals über dem Chor, die Mädchen im Obergeschoss der ans Kirchenmauerwerk angelehnten hölzernen Verkaufsstände. Daran gemessen hatten wir es gut.

In Siegen hatte die Klasse bereits zwei Jahre Französisch, das ich nicht mochte, aber nachholen musste. Also machte ich 1950 aus der Not das Beste und übersetzte für den Eigengebrauch *La Biologie et l'avenir humain*, „Die Biologie und die Zukunft des Menschen“ von Jean Rostand. Unser Französisch- und Klassenlehrer Pape ließ sich darauf ein, fand selbst Interesse am Thema und unterstützte mich ein paar Mal nachmittags bei sich zu Hause. Seine Frau, eine elegante Französin, versorgte uns mit Kaffee. Begriffe, die auch Herr Pape nicht kannte (*l'oestradiol, phasmides, la trompe utérine*) erfragte ich bei der KOSMOS-Gesellschaft für Naturfreunde. Damals wurden biologische Themen und Techniken – Jungfernezeugung, Gynogenese, Androgenese, künstliche Geschlechtsfestlegung, künstliche Zwillinge, Ektogenese (Schwangerschaft im Gefäß) – öffentlich diskutiert. Außerhalb der offiziellen Schultexte fand ich Französisch durchaus interessant.

Den entscheidenden Schub zur Biologie erhielt ich in Siegen vom fantastischen Biologielehrer Franz Rombeck. Er unterrichtete wissbegierige Schüler auch außerplanmäßig im Freien, zeigte, wie man – in der Nachkriegszeit notgedrungen ohne Bestimmungsbücher – Tiere und Pflanzen identifiziert, und er regte Jahresarbeiten an. Seine Schüler sammelten aus den in der Umgebung typischen Lebensräumen begeistert Pflanzen, für die ein Herbarium anzulegen war. Oft warteten sie mit Pflanzenstücken in einer Dose vorm Lehrerzimmer, bis „der Hecht“ herauskam und geduldig alle nötigen Auskünfte gab, auch dann, wenn entscheidende Teile einer betreffenden Pflanze fehlten. Zuweilen staunte er, wenn Schüler für die Gegend neue Arten anschleppten. Seine Erfolgsquote konnte sich sehen lassen: Die von ihm betreuten Schüler-Jahresarbeiten wurden zwölfmal mit der – an den Gründer der Lateinschule erinnernden – Erasmus-Sacerius-Plakette und siebenmal mit der Hörlein-Plakette ausgezeichnet. Schulabgänger aus den Fünfziger- bis Siebzigerjahren, die er unterrichtet hatte, kamen mit überdurchschnittlichen Kenntnissen an die Universitäten und wurden selbst Hochschullehrer. Mit vielen von ihnen hielt er weiterhin Kontakt, stets wissbegierig, was ihre Forschungen zutage brachten. Als ich schon im Institut in Seewiesen arbeitete, hat er mich mehrmals besucht. Mit berechtigtem Stolz genoss er an seinem 80. Geburtstag, dass Schule und Stadt zehn „seiner“ Professoren zu öffentlichen Gastvorträgen versammelten. Auch mit meinem alten Lateinlehrer Hans Rehn hatte ich später noch Kontakt. Im Frühjahr 1976 schrieb er mir, er habe mich in lebhafter Erinnerung und öfter mit Dr. Rombeck über mich gesprochen, sich auch mein Buch über die Biologie der Zehn Gebote ausgeliehen. Selbstverständlich habe ich ihm daraufhin ein Exemplar geschickt.

Mit dem, was ich musikalisch von meinem Onkel gelernt hatte, baute ich in Weidenau einen Jugendchor auf. Begeistert fuhren wir zu musikalischen Treffen auf die Freusburg. Zu einem Wettsingen der Jugendchöre mussten wir, wenn wir Erfolg haben wollten, vierstimmig auftreten. Wir übten im Marienheim, das von Vinzentinerinnen betrieben wurde, die aber keine männlichen Mitsänger duldeten. Also probten Sopran und Alt im Marienheim, wo es ein Klavier gab, Tenor und Bass in einem schon etwas baufälligen Jugendheim, der alten Inke, ohne Klavier. Nachdem wir (mit Osnabrücker Material) das Wettsingen gewannen und als Siegestrophäe ein Zelt heimtrugen, waren wir anerkannt und durften mit allen Stimmen im Marienheim singen; ab und zu hörten ein paar Schwestern sogar zu, schalteten aber um 22 Uhr das Licht aus.

Studierzeit

Am Ende meiner Schulzeit hatte ich, wie man sagt, „mit heißen Ohren“ ein Buch von Konrad Lorenz gelesen: *Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen*. Der Titel beruft sich auf den weisen König Salomo, der angeblich die Sprache der Tiere verstand. So etwas wünschte ich mir als Beruf. Salomo werden Weisheitssprüche zugeschrieben, im Alten Testament überliefert im Buch Kohelet (3,1–8): „Alles hat seine Zeit, jegliches Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: pflanzen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit, suchen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit, Streit hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit.“ Das wollte ich mir fürs Leben vormerken. Galt es auch für andere Lebewesen?

Botanik und Zoologie

Schon vor dem Abitur im Februar 1951 war mir klar, was ich studieren wollte: Biologie und Musik, speziell Kirchenmusik. Die zentrale Vergabestelle für Studienplätze wies mich zur Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Wie schon manch früherer schicksalsdiktierter Lebensumstand, wurde auch das für mich ein Glücksfall. Ich schrieb mich ein für Zoologie, Botanik und Musik. Als Botanisches Institut dienten die Gebäude des Botanischen Gartens im Schlosspark des ehemals fürstbischöflichen Schlosses. Den Botanischen Garten hatte nach dem Krieg der Ordinarius Siegfried Strugger wieder hergerichtet. Ordinarius für Zoologie war seit 1974 Bernhard Rensch. Das Zoologische Institut hatte er gerade neu

erbaut. Einige Lehrveranstaltungen wurden noch provisorisch im Hörsaal der Kinderklinik abgehalten. Ehe Doktoranden beginnen durften, hatten sie sich ein Vierteljahr lang ihre Plätze in Kellerräumen der zertrümmerten Nebengebäude selbst freigeschaufelt. Der Rektor bestätigte, dass auch „Herr Rensch, Prof. Arbeitsnummer 21/223, seine Räumspflicht erfüllt hat“.

Ein Semester lang hatte ich mich in der neuartigen Wunsch-Umwelt zurechtgefunden, da bot sich die Gelegenheit, aus einem Zimmer in der Stadt weg aufs Land zu ziehen, in ein Dachzimmer beim Bauern Anton Bückler in Gievenbeck, Ramertsweg 78. Es war groß genug für Schrank, Bett und mich, zwar unbeheizt, sodass im Winter das Wasser über Nacht in Schüssel und Porzellankanne zu Eis gefror, aber die Familie war ausgesprochen nett, lud mich (wenn ich rechtzeitig da war) zum gemeinsamen Abendbrot, überließ mir die anderthalb Jahre alte Veronika und ihre kleine Schwester Gitti zu vergnügten Spielen, lieh im Notfall ein Bügeleisen, um die Hose zu begradigen, und wenn alle früh zu Bett gegangen waren, benutzte ich das Wohnzimmer, um zu lernen oder im Radio ein Chopin-Konzert zu hören. Nach wenigen Wochen wurden mir die Wände frisch tapeziert, die Holzdecke frisch gestrichen, ein Handtuchhalter befestigt, und Tante Änne spendierte dazu ein besticktes Übertuch: „Lieber Schatz, darfst nie vergessen pünktlich sein beim Mittagessen“. Das Zimmerchen bewohnte ich bis zum Beginn meiner Doktorarbeit. Zu beiderseitigem Vergnügen habe ich meine ehemaligen Wirtsleute im Mai 1984 noch einmal besucht.

Für die acht Kilometer zur Uni brauchte ich per Rad 15 min, zurück mit häufigem Gegenwind und Regen länger. Die nassen Sachen kamen dann auf das Gestänge um Bückers Ofen. Im 60 km entfernten Osnabrück waren die Verwandten in drei Stunden per Rad zu erreichen. Auf dem schmalen Leinpfad fuhr ich am Dortmund-Ems-Kanal entlang: keine Häuser, keine Menschen, nur ab und zu ein Schleppzug. Dann ging es mit dem Kanal über die Ems und von Ladbergen bis Lengerich weg vom Kanal auf heller, beiderseits mit Birken gesäumter, fast autofreier Beton-Chaussee.

In die Studentenverbindung „Hanse Halle“ führte mich Heinz Heckhausen ein. Er machte mich mit seinem Chef, dem Gestaltpsychologen Wolfgang Metzger, bekannt und brauchte mich als Versuchsperson für Experimente zur Selbsteinschätzung. Wir begegneten uns Jahre später wieder in München, als er Gründungsdirektor am Max-Planck-Institut für Psychologische Forschung wurde. Geheiratet hat er die reizende Tochter eines unserer Alten Herren, meine Tisch- und Tanzdame bei Verbindungsfeiern. In der Verbindung fand ich viele strebsame Kommilitonen aus verschiedenen Fakultäten, so den späteren Germanistikprofessor Harald Weinrich und den berühmt gewordenen Bundesrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde.

Abb. 2.1 Beim Vorabend-Gottesdienst in der Kapelle des Starnberger Klinikums, 1991



Der Theologiestudent Klaus Breuning schrieb wunderbare Begleitsätze zu Kirchenliedern. Die benutze ich bis heute (Abb. 2.1). Das begann in Studentengottesdiensten in Lamberti, an der größten, aber nicht der klanglich schönsten Orgel in Münster; schöner war die Orgel in Überwasser, und etwas Besonderes war die kleine (für Volksgesang reichlich scharf intonierte) Kemper-Orgel in St. Ägidii.

Zum Studienbeginn 1951 fühlte ich mich in der Botanik wohl. Professor Strugger hatte mir nach zwei Monaten geraten, die üblichen Pflanzenbestimmungsübungen wieder zu verlassen („wegen Überkenntnissen“ – Nachwirkungen des rombeckschen Unterrichts) und mich lieber auf wichtigere Themen zu konzentrieren. Nach vier Semestern fassten wir ein Dissertations-Thema ins Auge, und zwar über Plastiden, die als eigenständige Lebewesen in der Pflanzenzelle hausen und von denen die grünen, Fotosynthese betreibenden Chloroplasten die auffälligsten sind. Von denen hatte der Pflanzenökologe Andreas Schimper 1883 behauptet, was Konstantin

Mereschkowski 1905 bestätigte, sie seien ursprünglich frei lebende Cyanobakterien gewesen, irgendwann einmal aber als nützliche Hilfskräfte von der Pflanzenzelle eingefangen worden. Aus Protest gegen die damals in der Öffentlichkeit herrschende Meinung, nur Tiere seien feindselig, Pflanzen aber immer lieb, bezeichnete Mereschkowski die Chlorophyllkörner als kleine grüne Sklaven, die für die Pflanze schuften müssten. Die Idee, dass hier ganz unterschiedliche Lebewesen eine neue Einheit bilden, war lange nicht weiter verfolgt worden, aber Strugger war von ihr begeistert. Sie ist schließlich 1981 als Endosymbionten-Theorie durch Lynn Margulis berühmt geworden.

Auch der Bryologe Hans Kaja, der an Moos-Plastiden arbeitete und bei uns den Spitznamen „Moosmännchen“ trug, riet mir zur Plastidensymbiose. Derartige symbiotische Zusammenschlüsse passten zweifach in meine Interessen: Zum einen mikroskopierte ich immer noch leidenschaftlich gern, zum anderen aber schien mir die Kooperation von verschiedenen Lebewesen ein äußerst spannendes Gebiet der Biologie. Schließlich gibt es Tiere in Symbiose mit Algen. An der bretonischen Atlantikküste erlebte ich einmal das Wasser in einigen Gezeitentümpeln grün gefärbt von einer Algenart (*Tetraselmis convolutae*), die aber nicht frei im Wasser, sondern in einem zentimeterlangen plattwurmähnlichen Tier (*Symsagittifera roscoffensis*) vorlag. Junge Würmer nehmen die Alge auf, ohne sie zu verdauen, und bilden Mundöffnung und Speiseröhre zurück. Die Algen aber breiten sich in den Geweben des gesamten Wurmkörpers aus und versorgen ihn mit Kohlenhydraten und Sauerstoff. Der Wurm, der erwachsen vollständig von der Ernährung durch die Algen abhängig ist, versorgt diese mit Stickstoffverbindungen. So oder ähnlich könnte sich die Plastiden-Endosymbiose der Grünpflanzen entwickelt haben.

Aufregend fand ich damals – und finde ich noch immer – die rund 16.000 Arten der Flechten, Doppellebewesen, in denen jeweils eine mikroskopisch kleine Alge und ein mikroskopisch kleiner Pilz zu einer ungemein effektiven Symbiose zusammengeschlossen sind. Flechten gibt es praktisch überall auf der Welt, und zwar gerade in extrem lebensfeindlichen „Lebens“-räumen. Alge und Pilz zusammen bilden einen neuen, eigenständigen Organismotyp und bringen mit vereinten Kräften vielerlei „Emergenzen“ zustande, Phänomene, die keiner der Partner allein erzeugen und die man auch nicht aus einer Kombination ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten vorhersagen kann. Zu diesen Emergenzen gehört, neben den oft bizarren Wuchsformen der Flechten, ihren bunten Farben und eigentümlichen chemischen Substanzen, vor allem ihre Fähigkeit, Hitze, Kälte und Austrocknung zu überleben. Die Flechten-Algen ihrerseits verdanken ihr Dasein

verschiedenfarbigen endosymbiotischen Plastiden. Die wunderbarsten Flechtenformen fand ich Jahrzehnte später in der Namib.

In den ersten Semesterferien arbeitete ich als Werkstudent in der Spezialgießerei der Firma Hundt & Weber in Geisweid. Die Schichtarbeit am Induktionsofen war finanziell einträglich, aber meiner Gesundheit nicht zuträglich waren Werkluft und Temperaturen beim Einfüllen der bis 1200 Grad Celsius heißen Kupferschmelze in Kokillen, die von Hand wegtransportiert wurden. In späteren Ferien schaffnete ich bei der Siegener Kreisbahn in Straßenbahn und Omnibus. Im April 1953 gönnte ich mir eine Woche in der „Landesanstalt für Fischerei Nordrhein/Westfalen“ in Albaumbach, um als Ergänzung zur Vorlesung von Professor Trahms über Biologie der Fische eine Forellenzuchtanstalt zu besuchen und vor allem Ökologie und Artenzusammensetzung der Wirbellosen-Fauna im Albaumbacher Bach nebenan näher kennenzulernen als zehn Jahre zuvor im Warenthiner Bach. Der Leiter des Instituts, Dr. Denzer, konnte mir für die Zeit einen Betrag von 50 D-Mark zur Verfügung stellen.

Mein jüngerer Bruder Konrad besaß damals eine Vespa, und damit fuhr er mich einmal in der Osterzeit im Siegerland am Landeskroner Weiher zu einem naturbelassenen Bach, in dem es Bachneunaugen gab (noch gibt?). Neunaugen sind keine Fische, sondern Kiemen tragende, fischähnliche, kieferlose Rundmäuler (Cyclostomata), stammesgeschichtlich sehr urtümliche Wirbeltiere, die vor etwa 500 Mio. Jahren aus einem letzten gemeinsamen Vorfahren aller Wirbeltiere entstanden sind und als lebende Fossilien gelten. Ihr aalartig lang gestreckter Körper mit flossenartigem Rücken- und Schwanzsaum enthält kein Skelett und hat keine paarigen Flossen. Während viele Neunaugen-Arten ins Meer wandern und nach einigen Jahren zum Laichen wieder in den Oberlauf eines Fließgewässers aufsteigen, wandert das Bachneunauge (*Lampetra planeri*) nicht aus dem Heimatbach ab. Es verbringt die längste Zeit seines Lebens, drei bis fünf Jahre, als augenlose, wurmförmige Larve („Querder“-Stadium) eingegraben in Sand und Schlamm. Nur das Kopfende ragt etwas ins strömende Wasser und filtert (ähnlich wie das noch primitivere Lanzettfischchen *Branchiostoma*) ohne Schnapp- oder Saugmund Schwebeteilchen, Kieselalgen, Phyto- und Zooplankton als Nahrung aus dem Wasser. Dieses Fressen ist eigentlich eine Begleiterscheinung der Atmung. Im dritten oder vierten Jahr, meist gegen Ende Juni, beginnt eine einjährige Umwandlungsphase ins erwachsene Stadium. Jetzt entwickeln sich Geschlechtsorgane, Hornzähne und Augen, dafür degeneriert der Darm. Erwachsene Bachneunaugen nehmen, wie der Saitenwurm *Gordius*, keine Nahrung auf. Sie sterben nach dem Ablaichen.

Wie ehemals in Warenthin auf dem Bauch am Bachufer liegend, sah ich mehrmals dem Abbläuen der Neunaugen zu. Oberseits sind die bis 20 cm langen Tiere dunkelgrün, an den Flanken hellgelblich, bauchseits rein weiß gefärbt. Sie sammeln sich in kleinen Gruppen an Stellen mit hellem Licht zwischen Steinen und Sand in strömendem Wasser, alle mit dem Kopf gegen die Strömung. Vor allem die Männchen – kenntlich an ihrer deutlichen, penisartigen Genitalpapille – sind ständig in Bewegung. Sie saugen sich an Steinen fest, tragen sie schlängelschwimmend ein Stück weit fort, lassen sie fallen und kommen zurück. Größere Steine reißen sie mit heftigen Körperkrümmungen weg. Heftiges Körperschlängeln erzeugt, meist in einer ruhigeren Wassertasche unterhalb von einem Strömungshindernis, eine Laichgrube im Sand. An deren Bau können sich mehrere Tiere beteiligen, auch Weibchen. Die aber warten meist ruhig abseits an einem Stein angesaugt, bis ein Männchen sich in ihrer Kopfregion festsaugt und mit ihnen zur Laichstelle schwimmt. Ein versehentlich ergriffenes anderes Männchen wird sofort wieder losgelassen. An der Laichstelle schlingt sich das Männchen um das Weibchen, und unter heftigem Schlängeln und Sandaufwirbeln werden Eier und Spermien ausgestoßen. Die Eier kleben an Sand fest. Das Laichen lockt weitere Männchen hinzu, aber ich sah immer nur eines von ihnen mit seiner leicht gebogenen Genitalpapille dicht an der weiblichen Geschlechtsöffnung. Da fehlt nur ein Evolutionsschritt zur Begattung, zur Besamung der Eier vor dem Ablegen im Weibchen und zum Ausschluss mitbesamender Konkurrenten. Das Weibchen laicht wiederholt, insgesamt angeblich etwa 1500 Eier. Am Ende sieht die weibliche Kopfregion von den Zähnen der Männchen zerschunden aus und verpilzt.

Botanik oder Zoologie?

Im Studium lernte ich Biologie auf verschiedene Weise: Botanik „bottom-up“, wie man heute sagen würde, Zoologie „top-down“. Bei Pflanzen ging es den Dozenten primär um Formenreichtum, Systematik und Bauteile, bei Tieren um Anpassungen, Verhalten und Evolution. Zwar bewegen und verhalten sich auch Pflanzen (Klee faltet nachts die Blätter ein, Bohnen tasten mit Rankenbewegungen nach Stützen, wie ich aus Warenthin wusste), aber wie das gesteuert wird, kam nicht zur Sprache. Die heutige Pflanzenökologie freilich entdeckt raffinierte Feindabwehr und chemische Kommunikation unter Pflanzenindividuen, aber davon war damals noch nichts bekannt. Der riesige Formenreichtum der Tiere andererseits wurde unter funktionellen Gesichtspunkten und in seinen historischen Werdegängen betrachtet,

besonders eindrucksvoll in den Vorlesungen von Bernhard Rensch. Er besaß einen ungewöhnlich weiten Überblick über die wichtigsten Gebiete der Zoologie und dozierte über Allgemeine Zoologie, Tiergeografie, Ökologie der Tiere, über Biophilosophie und vor allem über Abstammungslehre. Er hatte die Vorstellungen von Rassenkreisen und Artenkreisen sowie die Allensche und die Glogersche Klimaregel formuliert, aufgezeigt, wie es trotz Richtungslosigkeit der Evolution zur Entstehung neuer Organe und zur sogenannten Höherentwicklung kommt und war damit – neben Theodosius Dobzhansky, J. B. S. Haldane, Julian Huxley, Ernst Mayr und George G. Simpson – zum Mitbegründer der modernen „Synthetischen Evolutionstheorie“ geworden. In Anerkennung seiner evolutionsbiologischen Arbeiten hatte ihm 1937 die Preußische Akademie der Wissenschaften (unter der Präsidentschaft von Max Planck) die Leibnizmedaille verliehen.

Für mich wegweisend wurde Rensch in zweierlei Hinsicht: Erstens vermittelte er konsequent evolutionistisches Denken, und zweitens betonte er, der Aufstieg der menschlichen Kultur sei zwar prinzipiell anders verursacht als die tierische Stammesentwicklung, unterliege aber denselben Gesetzmäßigkeiten und Zwangsläufigkeiten wie diese. Es gibt also zwei Evolutionen, eine organische und eine kulturelle. Ungestellt blieb zunächst die Frage, ob auch an nicht-menschlichen Lebewesen beide vorkommen.

Im Wintersemester 1952/1953 lernte ich Mikrobiologie samt Praktikum bei Strugger und hörte „Abstammungslehre“ bei Rensch. Zunächst unbemerkt verschob sich meine Anfangsbegeisterung für Botanik hin zur Zoologie. Das lag auch an zwei Exkursionen. Gleich im ersten Semester, im August 1951, hatte ich eine zoologische Exkursion zur Meeresbiologischen Anstalt List auf Sylt erlebt. Unter Anleitung von K. W. Harde, einem von Renschs Assistenten, nutzten wir die Zeit vom frühesten Morgen bis in die späten Abendstunden zum Kennenlernen der vielfältigen Lebewesen im Flachwasser und im Sand, von Kieselalgen, Schwämmen und Nesseltieren bis hin zu Ringelwürmern, Krebsen und Stachelhäutern. Einige auf Herbarium-Papier aufgezogene Rot-, Braun- und Grünalgenarten habe ich bis heute aufbewahrt. Eine Ausfahrt mit der *Uthörn* brachte uns Chaetognathen, Echinodermen, Tunicaten und Rippenquallen vor Augen. Wir bestimmten die verschiedenen Formen von Käferschnecken, Muscheln und Schnecken und erkundeten ihre speziellen ökologischen Lebensbereiche. Dabei gerieten wir am Strand unversehens zwischen Radikalnudisten, die sich ohne Scheu ihre selbst gesammelten Fundstücke von uns erklären ließen. Es störte dann auch niemanden, dass auch wir im Nachtdunkel ohne Badekleidung ins Wasser gingen, um ein prächtiges Meeresleuchten zu bewundern. So schön wie damals habe ich es nie wieder gesehen. Es trat

auf nach mehreren lauen Nächten, in denen sich der zu den Dinoflagellaten zählende Einzeller *Noctiluca scintillans* vermutlich stark vermehrt hatte. Auf Berührungsreize produziert er kurz andauernde, grünliche Lichtsignale. Das Aufleuchten von Ansammlungen dieser Panzergeißler wird am deutlichsten auf Wellenkämmen, es umspülte aber auch auf kleinsten Wellen malerisch unsere bewegten Körper. Die Biolumineszenz begleitete uns noch bis auf den feuchten Strand, wenn wir mit Händen oder Füßen über den Sand strichen. Die Urheber haben wir leider nur als Präparat unter dem Mikroskop zu sehen bekommen.

In einer botanischen Exkursion führte uns Strugger im August 1953 in seine Heimat Kärnten. Ziel war der 2139 m hohe Hochobir, das höchste Bergmassiv der nördlichen Karawanken. Es war eine denkwürdige Exkursion im Universitätsbus, mit ausgesuchten kulturellen Besichtigungen unterwegs. Ein Beispiel in Kärnten war Burg Hochosterwitz aus dem 14. Jahrhundert, die schönste erhaltene Ritterburg im deutschen Sprachgebiet. Den Zickzackweg zur Burg sicherten 14 geschmückte und bewaffnete Tore, die eines nach dem anderen hätten erobert werden müssen. Am meisten Eindruck hinterlassen haben bei mir die Burgkapelle mit italienischen Fresken von 1576 und das Modell eines Turnier-Ritters aus dieser Zeit: Je 12 kg wogen sein Kettenhemd und die Lanze, 50 kg wog die Rüstung. Man musste ihn mit diesen zusätzlichen 74 kg hochziehen, sein Pferd darunter führen und ihn daraufsetzen; herunterfallen durfte er nicht.

Unsere Übernachtungen waren vorgeplant in der Jugendherberge in Heilbronn, bei den Missionspatres in Bischofshofen, im Heu bei Bauern am Stadtrand von Knittelfeld in der Steiermark und im Privatquartier beim Grafen von Thurn und Taxis in Eisenkappel, der ein sehr gepflegtes Nachtmahl servieren ließ. Am nächsten Tag brachte uns der Bus 16 km weit auf schmalsten Wegen zur Eisenkappeler Hütte. Zu Fuß ging es vier Stunden in strahlender Sonne, mit Pflanzenpresse, Lupe und Bestimmungsschlüsseln bewaffnet, vorbei an ehemaligen Abbauhalden, über menschenleere Almwiesen jenseits der Baumgrenze zum Gipfel. Die Fernsicht auf die Bergwelt war fabelhaft, dienstlich aber waren wir mit Nabsicht auf den Boden beschäftigt. Jeder Teilnehmer hatte an verschiedenen Standorten eine Pflanzenfamilie zu betreuen. Mir oblagen die notorisch schwer identifizierbaren Sauergräser (Cyperaceae: Stängel markig, nicht hohl, meist dreikantig; Nodien nie knotig verdickt, wie bei Süßgräsern; vorwiegend auf kalkfreiem, feuchtem Boden). Wir stiegen am Nachmittag ein Stück zurück, kampierten im Freien am Lagerfeuer, stiegen um drei Uhr früh (gestärkt durch Schwarztee mit viel Rum und Zucker) bis knapp unter den Gipfel zum Sonnenaufgang, und kehrten zurück ins Heim von Graf und Gräfin zu einem Festessen.

Es gab einen vom Grafen eigenhändig erlegten Rehbock. Herr Niederdorfer bot mit gutem, gemischtem Chor Kärntner Volkslieder. Einen Tag lang setzten wir sodann die pro Standort vergesellschafteten Arten zusammen zu sogenannten Pflanzensozietäten. (Tierische Sozietäten hingegen bestehen definitionsgemäß aus Mitgliedern ein und derselben Art.) Es gab auch Zeit für einen Besuch der Dorfkirche in Eisenkappel. Von den 16 Registern ihrer einmanualigen (mechanischen) Orgel vermerkte ich den besonderen Klang einer 8' Vox humana. Auf der Rückfahrt führte ein Abstecher zur Turracher Höhe; mit dem Sessellift ging es halb hinauf, bis zum Gipfel zu Fuß, und abends gab es als „Rekreation“ im Hotel Hochschober einen Feuerwehrball, den wir in Ermangelung der Feuerwehr unter uns abhielten.

Unter den weiteren Vorlesungen verfolgte ich „Tierpsychologie“ sehr aufmerksam. Die behandelte seit 1951 neben Bernhard Rensch auch Konrad Lorenz, der im nahe gelegenen Buldern eine Forschungsstelle der Max-Planck-Gesellschaft eröffnet hatte. Beide dozierten abwechselnd im gleichen Hörsaal. Lorenz konzentrierte sich auf tierisches Instinktverhalten, Rensch auf *Gedächtnis, Begriffsbildung und Planhandlungen bei Tieren* (Rensch 1973). Beide sprachen stets frei. Rensch baute seine Vorlesungen sachlich nüchtern und streng wissenschaftlich auf, Lorenz schmückte seine Theorie, wie das Tierverhalten strukturiert sei, mit zahlreichen unmittelbaren Erlebnisberichten.

Mit Rensch blieb ich bis zu seinem Tod im April 1990 in Kontakt. Er sandte mir nach und nach seine zoologischen und philosophischen Bücher, ich hielt ihm 1984 „Dialekte im Tierreich“ als Bernhard-Rensch-Vorlesung und bewunderte im Anschluss daran in seinem Haus Bilder, die er selbst gemalt hatte; einige im Stil von Lyonel Feininger, der im Nationalsozialismus als „entartet“ gegolten hat. Rensch besaß Werke der klassischen Moderne von Emil Nolde, August Macke, Christian Rohlf, Ernst Ludwig Kirchner, Karl Schmitt-Rottluff, Max Pechstein und Adolf Hölzel, die nun im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte als „Stiftung Bernhard und Ilse Rensch“ zu sehen sind.

Im Rahmen der Vorlesungen in Münster hatte im Januar 1954 Professor Heck mit prachtvollen Farbaufnahmen über seine gerade beendete Afrika-reise berichtet: „Ohne Schusswaffe zwischen Löwen und Elefanten“. Ich meldete meinen Eltern auf einer Postkarte: „Ich hätte direkt Lust, dem-nächst nach Afrika zu ziehen“. Zehn Jahre später schrieb ich dann tatsäch-lich Briefe aus Afrika.

Wissenschaft auf Safari

Verhaltensforschung als Beruf und Hobby

Wickler, W.

2017, XIII, 417 S. 15 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-662-49957-3